

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 165. Bromberg, den 24. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von Horst Wolfram Geißler.

(Carl Duncker, Berlin.)

(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie kam pünktlich und nicht ganz ohne Geheimnis — erst, nachdem es dunkel geworden war, aus der anderen Wegrichtung, so daß nicht jeder sie hatte sehen können. Hübscher angezogen als sonst und mit einem eigentümlichen Leuchten in den Augen. Die Fenster standen weit offen; es war eine warme Nacht, ein letztes Geschenk des Jahres. Aber: „Haben Sie gar schon Feuer gemacht?" fragte Isa verwundert und legte die Hand an die Kacheln.

Sinklar lächelte. „Es ist nur Papier. Ich habe die Briefe verbrannt, Isa."

„Gelesen?"

„Ungelesen. Mir war so. Weshalb soll man Tote beschwören? Ich hatte etwas dagegen, mich zwischen diese zwei Seelen zu drängen. Ich bin so wenig neugierig, wenn sich's um andere handelt."

„Ja — und dann will ich Ihnen noch etwas sagen: Sie wollten diese Briefe nicht lesen, weil Sie fürchteten, daß Sie dadurch vollends aus dem Geleise geworfen würden. Ist es nicht so? Sie haben Angst vor sich selber, Sinklar! Sie haben Angst davor, plötzlich entschlossen zu werden — so oder so — und dann eine Dummheit zu machen!"

„Schrecklich, Isa! Sie gehen durch mich, wie Licht durch Glas!"

„Ja, manchmal — wenn ich will."

„Ach, nein! Gibt es etwas Langweiligeres als Menschen, die nicht das mindeste Geheimnis voreinander haben? Irgendwo hat das Herz doch einen streng privaten Bezirk... Was würden Sie wohl sagen, wenn ich auf diesen Platz abonnierte und dauernd dort herumtrampelte? Nein: Ab und zu muß man diskret sein — wenn's auch schwerfällt. Seine größten Dummheiten macht jeder allein. Das ist ein altes Gesetz des Lebens; die Menschheit wäre sonst wohl unerträglich gescheit."

„Und Sie glauben, daß ich im Begriff bin, eine Dummheit zu machen?"

„Ich glaube, es ist nicht ausgeschlossen", sagte sie diplomatisch.

„Im einzelnen — —"

„— — will ich mich keineswegs äußern. Sie sollen niemals behaupten können, ich hätte Sie bestimmt, so oder so zu handeln. Tun Sie, was Ihnen richtig erscheint!"

„Wir drehen uns im Kreis. Isa, Was richtig ist — eben das weiß ich ja nicht!"

„Wie soll ich es dann wissen?"

„Da wir nun einmal so schauderhaft offen reden —: Lieben Sie mich eigentlich?"

„Würde das Ihre Entschlüsse bestimmen?"

„Sicher!"

Isa lächelte. „Nun, dann will ich Ihnen etwas sagen: Ich werde Sie lieben — was Sie auch immer tun mögen!"

„Sie lassen mich in der Luft hängen..."

„Ja — aber ich habe Sie doch nicht in diese Lage gebracht!"

„Ich bin eine komische Figur!" sagte er verzweifelt.

„Nur, solange Sie derart unentschlossen sind. Aber, bitte, nehmen Sie keine Rücksicht auf mich!"

„Diese entsetzlichen Debatten —!"

„Habe ich angefangen? Habe ich mich eigens dazu hübsch gemacht? Bin ich deshalb hergekommen?"

„Ja: Vertagen wir alles!"

„Sehr viel Zeit haben Sie nicht mehr. Oberschmied war gegen Abend in unserer Sprechstunde. Er fürchtet sich vor dem Winter und möchte sein Amt so bald wie möglich übergeben. An Sie. Es ist alles in Ordnung. Er hat mit dem Bürgermeister gesprochen, und der Bürgermeister meint, man müsse die gute Gelegenheit beim Schopfe fassen; ein paar peinliche Ereignisse des Jahres sollen dabei übertüncht, die gewohnte Mundelsinger Harmonie wiederhergestellt und öffentlich betont werden!"

Oberschmied war doch fünfzig Jahre lang im Dienste der Stadt, dreißig davon als Direktor. Er kann verlangen, daß man ihn nicht wortlos in die Grube des Ruhestandes fahren läßt. Es gibt eine große Feier mit Ansprachen, Ehrenbürgerdiplom und so weiter. Der Apotheker hat ein Festspiel vorgeschlagen und, um seinen guten Willen zu beweisen, an Beutelmann geschrieben, ob der es dichten wolle. Gott: Warum nicht? Die Leute zeigen damit, daß sie sich vertragen wollen; und das kann man ihnen gar nicht hoch genug anrechnen. Beutelmann wird doch am ersten Oktober pensioniert..."

„Wahrhaftig?"

„Daß Sie das noch nicht wissen! Nun kommt ihm diese Anfrage natürlich sehr gelegen; denn er kann mit so einem Festspiel beweisen, daß er keineswegs tot ist, sondern jetzt erst seinem Talent die Zügel schießen zu lassen gedenkt. Oberschmied erzählte, daß er bereits einen Plan habe: Totila und Teja."

„Himmel — was haben denn die mit dem Posten eines Elektrizitätsdirektors zu tun, Isa? Und das alles soll ich über mich ergehen lassen?"

„Sie doch nicht, sondern Oberschmied! Der wird bestimmt sehr gerührt sein. Sie sind nur ein Anhängsel; Ihre Ernennung zum Direktor wird später bekanntgegeben."

Unentrinnbares Schicksal! dachte Sinklar, mit einem Seufzer.

„Wenn Sie Oberschmied morgen im Bureau sehen, reden Sie, bitte, nicht über die Feier! Er weiß nichts davon."

„Weiß nichts? Zum Teufel! Ich denke, er hat Ihnen die ganze Geschichte erzählt?"

„Freilich! Aber offiziell — verstehen Sie? — hat er keine Ahnung... Es soll doch eine Überraschung sein!"

„Ja — so sehen in Mundelfingen die Überraschungen aus!" sagte Sinklar.

Als Isa ging — es war gegen elf Uhr —, machte sie einen sonderbar nervösen, beinahe traurigen Eindruck.

Auf dem Wege sagte Sinklar: „Was ist Ihnen? Haben Sie mir irgend etwas übelgenommen?“

„Ach, nein…“

„Aber da stimmt doch etwas nicht?“

Sie bemühte sich um ein kleines Lachen. „Denken Sie nur :Den ganzen Abend haben Sie mir kein Wort über mein neues Kleid gesagt! Und ich war so stolz darauf!“

„Aber gedacht habe ich mir's! Bestimmt, Isa!“ Er zog ihren Arm durch den seinen; denn es war ja niemand auf der Straße.

„Was mir das schon nützt?“ sagte sie betrübt. „Sie hätten es aussprechen sollen!“

„Daß Sie auf solche Dinge Wert legen —!“

„Ach, Sinklar, Sie haben ja keine Ahnung von den Frauen! Ich glaube, es ist wirklich höchste Zeit, daß Sie heiraten.“

„Damit ich sie kennenlerne?“

„Nein, ich fürchte, das ist hoffnungslos. Sondern, damit Sie in Sicherheit sind. Eine Art Schutzhaft — wissen Sie!“

„Also doch Freiheitsberaubung?“

„Freiheit, mein Lieber, ist für die meisten Menschen das Gefährlichste, was es gibt. Wenn es mit Ihnen so weitergeht, werden Sie Ihre sogenannte Freiheit zu nichts anderem benutzen, als in den Straßengraben zu rutschen… Gute Nacht!“

* * *

In der Tat: Herr Beutelmann dichtete. Da er der Meinung war, die Gotenkönige Totila und Teja seien klassische Helden, so wählte er für sein Festspiel den Hexameter als Versmaß; übrigens ging es damit auch am leichtesten und schnellsten, und wenn es einmal nicht ging, ließ er — nach berühmten Mustern — die siebenfüßige Bestie laufen, in Gottes Namen, der Zweck heiligt die Mittel. Denn die Darsteller mußten ja ihre Rollen lernen; die Sache wollte geprobt sein.

Als das Manuskript fertig war, schickte es Beutelmann an den Apotheker; denn selber nach Kanossa zu gehen, dazu brachte er einstweilen die Seelenstärke nicht auf.

Herr Schmidlein las und sammelte feurige Kohlen auf Beutelmanns Vollbart: Nun besuchte er seinerseits den Direktor, um ihn zu loben.

Diese historische Begegnung fand eines Nachmittags statt.

Herr Schmidlein, wie gesagt, lobte das Festspiel; nur meinte er, ob etwas Allegorisches nicht doch passender gewesen wäre.

Beutelmann setzte die Brille zurecht. „Allegorie genug!“ sagte er. „Bedenken Sie, bitte, daß die wilde Naturkraft des Gotenstammes an der abendländischen Zivilisation zerschellt!“

„Hm… Ja… Jawohl… Aber — —“

„Außerdem ist es jetzt für etwas anderes zu spät!“

Dies mußte der Apotheker zugeben. Die Friedenspfeife wurde geraucht, das Kriegsbeil begraben.

„Nebenbei gesagt, werde ich mein Drama — denn es ist weit mehr als ein Festspiel und an keine Gelegenheit gebunden — dem Herrn Waldemar einreichen, wenn er im Winter wiederkommt. Der Schritt zum Parnaß muß endlich einmal getan werden! Zeit genug habe ich ja jetzt dazu.“

Schmidlein lächelte sauer. „Waldemar kommt nicht wieder.“

„So?“ Beutelmann goß den vierten Kognak ein. „Ihr Wohl! Kommt nicht wieder? Auch pleite?“

„Im Gegenteil: Er ist Intendant eines Stadttheaters im Süden geworden und tritt am ersten Oktober sein Amt an.“

„Tritt sein Amt an —?“ sagte Beutelmann gefaßt. „Tritt — — So, so? Am ersten Oktober…“

„Lieber Direktor! Wenn ich nicht fürchten müßte, Sie zu kränken, so würde ich sagen: Wir beide waren kolossale Esel! Entschuldigen Sie meine Offenheit!“

„Sie verraten mir damit nichts Neues. Ohne Zweifel: Ja — das waren wir! Aber denken Sie: So schlecht mir diese unsere Eselei bekommen ist, und so bitter ich sie bereuen muß — ich möchte sie doch nicht aus meinem Leben streichen. Dies ist die Stunde der Bekenntnisse, Schmidlein. Die Sache damals — — Ich habe nie genauer gewußt, daß ich lebe, las eben — — Na, ja!“

Der Apotheker nickte. „Es war ein Wunder — freilich ein fatales.“

„Ein Blick über den Zaun, Schmidlein. Wunder bleibt Wunder, auch wenn es mit Pensionierung endet.“

„So spricht nur eine große Seele!“

„Ein Mann, der überwunden hat — wollen wir sagen. Weil das Schicksal — wie Ihnen, als städtischem Kunstreferenten, bekannt sein dürfte — den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.“

„Ihr Wohl, Herr Direktor! Der Schnaps ist ausgezeichnet… Schicksal? Jawohl… Erhebt? Jawohl… Haben Sie übrigens je wieder etwas von — von — —“

„Nein! Wie sollte ich? Es war ein Traum.“

„Ein Traum… Was beschäftigt Sie so?“

„Ich betrachte diese Fliege am Fenster, Herr Schmidtlein. Ein albernes Tier! Statt froh zu sein, daß sie sich im warmen Zimmer aufhalten darf und den künftigen Unbilden der Witterung nicht ausgesetzt ist, rennt, summt, tobt sie an der Glasscheibe hinauf und hinunter und möchte durchaus ins Freie.“

Der Apotheker kratzte sich nachdenklich am Kinn. „Ja, sehen Sie,“ sagte er schließlich, „Fliegen können sich eben solche Unsinnigkeiten leisten… Ach, Gott —! Na ja,: Wer weiß, wozu es gut ist… Aber geben Sie mir noch einen Kognak!“

* * *

(Schluß folgt.)

Wie Detlev von Liliencron arbeitete.

Zur 25. Wiederkehr seines Todestages am 22. Juli 1934.

Von **Georg Hotze**-Kiel.

,.. arbeitete? — Arbeiten denn Dichter auch? Setzen die sich nicht einfach an ihren Schreibtisch, lassen sich von ihrer Muse begeistern und schütteln dann die Verse nur so aus den Ärmeln? Und noch dazu Liliencron, der „Herr von Poggfred“, „de lütt Baron“, der leichtsinnige Schuldenmacher und liebenswürdige Schwerenöter! So oder ähnlich denkt das Publikum über Dichter im allgemeinen und Liliencron im besondern.

Kann man's ihm verargen, daß es so denkt, wenn selbst Dichter und Schriftsteller, die es doch eigentlich wissen sollten, nicht viel anders über Liliencrons Arbeitsweise gedacht haben? Schreibt doch Paul Heyse einmal an Heiberg, daß Liliencron jedenfalls nie an seinen Gedichten arbeitete, sondern sie alle „sehr nonchalant“ schriebe, und in Bieses „Lyrik der Jüngst-Modernen“ kann man nachlesen: „Liliencron schreibt alles mit spielender Leichtigkeit,“ — Trifft das bei dem Dichter wirklich zu?

Nimmt man die von Richard Dehmel herausgegebenen Briefe Liliencrons zur Hand und liest dort die Stellen, die von seinem Schaffen handeln, so kommt man zu einem ganz andern Ergebnis. Man erkennt dann, wie dieser große Lyriker unausgesetzt an sich und seinen Werken arbeitete. Unermüdet sucht er für das Gute das Bessere und für das gefundene Bessere das Beste zu finden, das seinem feinen Kunstempfinden entspricht. „Keiner arbeitet langsamer als ich!“ heißt es in einem Brief an Gutmann, und an seinen Verleger schreibt er, daß er für den soeben vollendeten Roman „Leben und Lüge“ zwei Monate „Feile“ gebrauche. Ein Brief an Timm Kröger enthält die Klage: „Und während ich vielleicht Jahre lang an einer solchen Kleinigkeit arbeite (gemeint ist das Gedicht „Erste Liebe“), warte, bis der Moment da ist, feile, arbeite, gelingt mir deren Annahme durch die Zeitungen nicht. Ich verzweifle, ich verzweifle!“ Und Gustav Falke wird einmal von Liliencron ermahnt: „... und nun fangen Sie an, bei Ihren Sachen zu arbeiten! Genie — das alte, richtige Wort — ist Arbeit, harte, mitleidlose Arbeit ..“

Um sich in der Sprache zu vervollkommnen, scheut er nicht vor den elementarsten Studien zurück. In der Wohnung eines Bekannten findet er eine deutsche Grammatik. Er blättert darin, sie gefällt ihm, und er beschließt, sie sich anzuschaffen, denn „... es wird näm-

lich Zeit, daß ich, in meinem 48. Lebensjahre, in der deutschen Grammatik mich umsehe." Richard Dehmel wird gebeten: „Bitte, mein Richard, wie ist es oft mit Präsens und Imperfekt und Form in meinen Gedichten?" Und rührend bekennt er demselben: „Ich lerne ja von dir deutsche Sprache, ich lerne von dir interpunktieren, ich Hochmütiger, der ich glaubte, gut deutsch schreiben zu können." Als er Wustmanns Buch „Allerhand Sprachdummheiten" kennen lernt, studiert er es eifrig. An Otto Ernst schreibt er darüber: „Ich lese jeden Tag ein bis drei Kapitel „Wustmann". Ich entsetze mich, wenn ich bedenke, welches Deutsch ich geschrieben haben muß." Noch heute liegt das Buch auf Liliencrons Schreibtisch dort, wo es zu seinen Lebzeiten lag: links, griffbereit.

Apostrophierte Wörter, wie ängst'ge, hast'ge stick'ge, Lieb! sind ihm ein Greuel. Er warnt Heckscher davor und fügt recht drastisch hinzu: „O Ihr jungen Tichter, hört, hört auf mich altes Rindvieh! Aber die Schönheit der Sprache kenn' ich."

Wie sehr die Vorstellung von Liliencrons „nonchalanter" Arbeitsweise irrt, erkennt man am besten, wenn man erfährt, wie er seine Manuskripte vor der Veröffentlichung bei Freunden herumschickte, um Verbesserungsvorschläge zu bekommen. Die Kieler Landesbibliothek besitzt zahlreiche Sonderdrucke, die er an Klaus Groth schickte, mit der Bitte, sie zu beurteilen und, wenn nötig, zu verbessern.

Sagt ihm ein Wort oder ein Satz nicht vollständig zu, weil sich das, was ihm vorschwebt, nicht restlos damit ausdrücken läßt, so werden sie oft Veranlassung zu umfangreichem Briefwechsel, der manchen, der noch nie einen Blick in eines Dichters Werkstatt getan hat, vielleicht etwas pedantisch anmuten mag. Hierfür nur ein Beispiel. Die letzte Strophe seines eindrucksvollen Gedichtes „Zwei Sensen" lautete in der ersten Fassung:

> Indessen baumelt sich der Tod
> Ein Sternblümchen ans (ins) Beckenbein,
> Und bummelt todesunbedroht
> Gemütlich durch die Felderreihn.

In einem Brief bittet er Kurt Piper „um seine anatomische und botanische" Hilfe. Er soll ihm sagen, ob's am Gerippe ein „Beckenbein" gibt und ob ein „Sternblümchen" nicht zu wenig ist, wenn sich's der Tod ans Beckenbein steckt. Gleichzeitig teilt er ihm auch schon eine Variante mit: „Ein Gänseblümchen ins Gebein", findet dies „Gebein" aber „lange nicht so konkret wie Beckenbein, denn da rutscht man (der Leser) mit seinen Gedankenaugen am ganzen Gerippe herum: Wo hat er's denn an sein Gerippe gesteckt? — Könnte man „ein Ährenbüschel" sagen?" Acht Tage später dankt er in seiner liebenswürdigen Weise für den ihm empfohlenen Ausdruck „Totenbein", hat aber schon wieder Bedenken, ob's am Schluß heißen soll: Gemütlich oder Gemächlich durch die Felderreihn. In der endgültigen Fassung heißt es dann:

> Inzwischen baumelt sich der Tod
> Ein Sternblümchen ins Beckenbein
> Und bummelt, todesunbedroht,
> Gemächlich durch die Felderreihn.

Es ist also, mit Ausnahme der einen Änderung von „gemütlich" in „gemächlich", bei der ersten Fassung geblieben. Das zeigt, welch eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit Liliencron war, er konnte eben nur seinen eigenen Weg gehen und mußte alles ihm Fremde ablehnen. Verschiedene Briefstellen bestätigen das: „Ich kehre mich um keinen, wenn ich schreibe, lasse nur mein Künstlerauge wachen." — „Ich schreibe mich und kehre mich den Teufel an . . ." — „Mein Gott, was geht den Dichter der Leser an. Meinst du, deine geliebte Annette (von Droste-Hülshoff) hätte beim Dichten an den Leser gedacht?"

Ein Brief an R. Fuchs zeigt uns Liliencron beim Arbeiten: „Ich zittere, lache, ich weine dabei. Schöne malerische Bilder bringen mir geradezu Freudenschreie. Ich laufe oft beim Schreiben hin und her, umarme den Ofen, singe, pfeife, rauche usw. und dann wieder Kritzel, Kritzel, Kritzel . . ." Und zwei andere Briefe an Dehmel sind Beweis für Liliencrons Selbstkritik: „ . . eben „Der Schmidt von Altona" vollendet. Pidder Lüng ist ein farbloses Zeug dagegen. Das ist die wirklich erste Ballade, die ich schrieb." Und am nächsten Tag: „Heute las ich nach dem Rausche der „Geburt" der Ballade des Schmidts von Altona diese Ballade wieder durch. Und sie kommt mir wie ein widerwärtiges, langatmiges Greisengewäsch vor."

So arbeitete Liliencron. Er hat recht, wenn er an Fuhrmann schreibt: „Wie ich in dieser Art arbeitete, um die Feinheiten heranzuziehen, wird erst eine spätere Zeit finden." Heute wissen wir es!

Pumeit weiß sich zu helfen.

Heitere Skizze von Christian Andresen.

„Meine Herren, es gibt keinen so ausgekochten Geschäftsmann, der nicht noch gelegentlich etwas zulernen könnte." Überlegen sah Kapitän Kröger sich im Kreise umher, die Herren am Stammtisch nickten zustimmend.

„Tja", warf der alte Kapitän Breckwold ein, „verdienen ist manchmal nicht schwer, sein Geld nach Hause kriegen schon schwieriger."

Kapitän Kröger lachte laut und dröhnend auf. „Nicht zuviel Wasser!" rief er dem mit seinem Grogglas enteilenden Kellner nach, dann, zu der Tischgesellschaft gewandt: „Meine Herren, Sie haben das schwierigste Problem angeschnitten, das es überhaupt im Wirtschaftsleben gibt. Sie wissen, ich verstehe bei jeder Segelstellung Fahrt zu machen, trotzdem habe ich erfahren, daß es Zufälle gibt, wo man am Ende seiner Weisheit ist, und habe Menschen gekannt, die sich trotz allem zu helfen wußten . . .

Vorige Reise bekam ich einen neuen Zweiten Steuermann an Bord, er hieß Pumeit, stammte aus dem Baltikum, hatte kleine Schlitzaugen, einen pfiffigen Gesichtsausdruck und litt an einer gewissen Plumpvertraulichkeit. Er war ein tüchtiger Kerl, in keiner Sache kleinlich, so daß ich oft bremsen mußte, um meine Reederei vor allzu großen Unkosten zu schützen. Pumeit erzählte mir, ein Japaner in Moje schulde ihm schon seit Jahren eine größere Geldsumme, und er gedenke diese während unseres Aufenthalts im dortigen Hafen einzukassieren. „Herr Pumeit", sagte ich, „Sie kennen die anzügliche Bemerkung in der Heiligen Schrift über das Kamel, das durch ein Nadelöhr gehen soll — — weiter will ich nichts gesagt haben." Pumeit kratzte sich hinter dem Ohr.

Wir kamen in Moje an. Pumeit befand sich in meiner Nähe, als die Ladungsschecker an Bord kamen. Plötzlich raunte er mir zu: „Herr Kapitän, eben kommt der Schecker, der mir die sechshundert Yen für Zigaretten schuldet, über das Fallreep an Bord".

Nachmittags, als der Erste Steuermann in meiner Vertretung an Land war, kam Pumeit mit jämmerlichem Gesicht zu mir und bat um den Schlüssel zum Apothekerschrank.

„Fehlt Ihnen etwas, Pumeit?" fragte ich.

„Mir ist gar nicht wohl im Leib, Herr Kapitän".
„Sie wollen ein Abführmittel?"
„Ja, so ein paar Kalomelpulver, Herr Kapitän."

„Mensch, Sie sind wohl ganz des Teufels?" fuhr ich auf. „Ein halbes Pulver genügt für den verstocktesten Sünder, ein ganzes für einen Ochsen."

„Zwei genügen für mich", antwortet Pumeit mit einfältigem Gesicht. Ich gab ihm zwei Kalomelpulver nebst einigen guten Ratschlägen und fragte so nebenbei, ob er sein Geld schon bekommen habe? Er verneinte.

Einige Zeit später ging ich wie zufällig an dem Ladebureau vorbei und sah eine angebrochene Flasche Bier,

neben zwei vollen Gläsern auf dem Tisch stehen. Pumeit war an Deck und redete gerade den Schecker an, beide gingen darauf in das Ladebureau und tranken. Plötzlich verzog sich das Gesicht des Scheckers zu einer kläglichen Grimasse, er strebte einer gewissen Tür zu, Pumeit folgte und drehte von außen den Schlüssel herum.

Ich ging in Deckung, um die weitere Entwicklung der Angelegenheit zu beobachten. Pumeit trat jetzt an das Bullauge, das nach Deck zu öffnete, heran. „Kamisaki", flötete er in den mildesten Tönen, „kennst du mich, weißt du noch vom Dampfer Sesam her?"

„Ja, ja", wimmerte es drinnen.

Pumeit hielt ein Papier an das Bullauge: „Kamisaki, kennst du diesen Schuldschein?"

„Ja, ja", erneutes Stöhnen.

„Willst du ehrlich deinen Verpflichtungen nachkommen?" fragte Pumeit mit listigem Augenzwinkern. „Ich gebe dir soviel Zeit, wie du brauchst, um es zu überlegen", setzte er gutmütig hinzu.

„Ja, ja, alles", wimmerte Kamisaki.

„Geld wirst du ja nicht haben, Kamisaki, vielleicht aber Kredit?"

„Ja, gut Kredit, viel Kredit."

„Kamisaki, ich brauche Porzellan. Hier ist eine Geschäftskarte der Firma Surija. Schreibe auf die Rückseite, die Leute sollen mit einem Boot voll guter Sachen an Bord kommen, du würdest für alles aufkommen!" Kamisaki in seinem Jammer schrieb, wie verlangt wurde. Er hätte in diesem Augenblick sein Todesurteil unterschrieben.

Innerhalb einer Stunde war der Porzellanhändler an Bord. Pumeit suchte sich für neunhundert Yen Porzellane, Bronzen und Elfenbeinschnitzereien aus, handelte bis auf sechshundert Yen herunter, ließ die Sachen nach seiner Kabine bringen, schloß die Tür ab und sagte zu dem Händler: „Der Herr da drinnen bezahlt alles." Damit deutete er auf die bewußte Tür und ließ den Porzellanmann durch das Bullauge hineingucken.

Jetzt entspann sich ein japanisches Gespräch, das wir nicht verstanden, eine Einigung wurde aber erzielt. Der Händler stellte ein Schriftstück aus, reichte es dem jammernden Kamisaki; dieser setzte sein Zeichen darunter, und das Geschäft war in Ordnung. Zur Vorsicht ließ Pumeit sich von dem Händler eine doppelte Ausfertigung der quittierten Rechnung geben.

Pumeit schien noch etwas zu überlegen, er trat an das Bullauge heran und sagte: „Kamisaki, mein guter ehrlicher Freund, mir fällt noch die kleine Angelegenheit der Zinsregulierung ein. Ich will nicht kleinlich sein, ich suche mir noch ein Service für vierundzwanzig Personen aus. Dann lassen wir die Sache unter den Tisch fallen. Bist du einverstonden, Kamisaki?"

„Alles, alles, nur heraus und fort!" barmte der Ärmste. Pumeit suchte umständlich ein Service aus, Kamisaki unterschrieb auch diese Rechnung, darauf flüchtete der Porzellanhändler auffällig eilig und fuhr an Land zurück. Ehe Pumeit die Sitzung seines Geschäftsfreundes aufhob, streifte er mit einem Blick den Porzellansegen und stellte fest, daß er nur ein Service für achtzehn Personen bekommen hatte.

Recht muß Recht bleiben, sagte sich Pumeit, nahm die quittierte Rechnung und reichte sie Kamisaki. Dieser nahm sie gierig. „Setze dich mit dem Händler auf deine Art auseinander!" tröstete Pumeit, drehte den Schlüssel um, eine Jammergestalt wankte heraus und strebte dem Fallreep zu.

„Meine Herren", Kapitän Kröger sah sich im Kreise um, „hat mein Zweiter Offizier Pumeit das Problem der Schuldenregulierung nicht vorbildlich gelöst? Ein guter Geschäftsmann muß auch ein guter Eintreiber sein und trotzdem bei seiner Kundschaft einen Stein im Brett behalten."



Der Standesbeamte im Adamskostüm.

Daß Menschen, die sich der Nacktkultur verschrieben haben, oft in die kuriosesten Situationen kommen, ist eine bekannte Tatsache. Noch nie dagewesen in der Geschichte der zivilisierten Menschheit dürfte jedoch der nachstehende Fall eines Adams und einer Eva sein, die nicht anstanden, ihr Treuegelöbnis vor dem Standesbeamten in jenem paradiesischen Zustand abzulegen, dem sogar noch das traditionelle Feigenblättchen fehlte. Eine Ehe auf solcher Basis erschien der amerikanischen Polizei, die sonst wahrlich allerhand gewöhnt ist, denn nun doch ein wenig über das Begriffsvermögen zu gehen. Nacktkulturschwärmerei kann ja, in gewissen Grenzen und soweit andere gewöhnliche Sterbliche, die sich immer noch am wohlsten in ihren Kleidern fühlen, durch sie nicht belästigt werden, ganz schön sein. Nachdem von den beiden Nacktkultur-Fanatikern aber sogar noch der Standesbeamte verleitet worden war, lediglich mit einer Schärpe um die nackten Hüften bekleidet, das Zeremoniell vorzunehmen, machten die amerikanischen Policemen kurzen Prozeß, drängten sich durch die mit Photoapparaten bewaffnete Menschenmenge und warf die beiden Ärgernis erregenden Hochzeitler, sowie deren schärpenbekleideten Standesbeamten kurzerhand ins Kittchen. Hier müssen die Ärmsten nun ihre Sehnsucht nach Luft, Sonne und Nacktkultur büßen — und ihre Flitterwochen verbringen . . .

Marokkanische Sprichwörter.

Die Spruchweisheit der Völker ist ein unausschöpflicher Quell, der nicht nur Worte enthält, die für das Wesen und das Denken der verschiedenen Völker aufschlußreich sind, sondern auch Erkenntnisse, die von einer verblüffenden Allgemeingültigkeit sind. Für beide Arten von Sprichwörtern sind unter den marokkanischen Weisheitssprüchen Beispiele zu finden, von denen hier einige angeführt seien. Das Kamel sieht seinen eigenen Buckel nicht, aber es sieht sehr gut den seines Nachbarn. — Wer sich auf seinen Nachbarn verläßt, muß ohne Abendbrot schlafen gehen. — Ein kluger Feind ist besser als ein dummer Freund. — Gieße Wasser nicht aus, bevor du Wasser gefunden hast. — Gehe über den Fluß der rauschend dahinfließt; aber hüte dich vor dem, der schweigsam und ruhig ist. — In dieser Welt gibt es drei Dinge, denen man nicht trauen darf: dem Glück, den Frauen und den Pferden. — Der ist geschickt, der Gazellen auf einem Esel reiten läßt. — Das Besteigen der Rosse, das Loslassen der Jagdhunde und das Klirren der Ohrringe nimmt die Grille aus dem Kopf und vertreibt die Langeweile.

Einbrecherpech . . .

Einbrecher haben es heute nicht leicht, wissen sie doch niemals recht, zu wem sie kommen. Arbeiten sie auch noch so gut vor, das Schicksal arbeitet meist noch besser. So hatte es der wiederholt vorbestrafte Einbrecher Josef Storek aus Michle seit langem auf die Ersparnisse der Geschäftsfrau Laube abgesehen. Der Plan war gereift. Um sich nicht wieder hereinlegen zu lassen, hatte es diesmal länger gedauert als sonst mit den üblichen Vorbereitungen. Storek wollte eben ganz sicher gehen. Endlich war der Zeitpunkt gekommen und Storek stieg, nichts Böses ahnend, frisch und munter, wie es sich für einen rechten Einbrecher gehört, durchs Fenster in Frau Laubes Stube. Wie verblüfft war er aber, als er plötzlich von harten Fäusten gepackt und mit so genialen Magenschlägen niedergeboxt wurde, daß er sich gar nicht erheben konnte. Der Sohn der Frau Laube, Sicherheitswachtmann und Amateurboxer, hatte seiner Mutter einen überraschenden Besuch abgestattet und war also gerade zur rechten Zeit gekommen, um den Eindringling zu empfangen, der sich von seinem Erstaunen gar nicht wieder erholen konnte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.